

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 118. Bydgoszcz/Bromberg, 25. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(23 Fortsetzung.)

Lucille fühlte einen tiefen Abscheu. Sie wandte sich ab, müde aller kommenden Auseinandersetzungen, die aussichtslos waren und an ihrer eisernen Entschlossenheit zerschellen mußten.

„Ja", sagte sie gleichgültig. „Ich habe es gestohlen."

Er starrte sie mit irren Augen an. Er war fassungslos. „Fair play!" schrie er heiser, „nennen Sie das fair play?"

Lucille lachte kurz auf. „Wir spielen doch nicht Fußball, Verehrtester!"

Er wurde fahl, sein Kiefer fiel herab. „War denn alles — Komödie?" stammelte er, „gestern — alles nur Komödie?"

„Jawohl!" rief sie höhnend, „es war Komödie! Dachten Sie denn wirklich, Sie Narr, ich wäre mit zehntausend Mark zufrieden, wenn ich eine halbe Million bekommen kann? Ich habe sie teuer bezahlt, und auch Sie müssen Ihren Preis bezahlen, und wenn es Ihr Kopf wäre! Das nenne ich fair play!"

„Aber wir haben uns doch geeinigt!" rief er beschwörend. „Es war doch alles genau besprochen — Sie können doch nicht — das wäre ja —" Er hielt verstört inne.

„Was wäre das?" fragte sie herausfordernd. „Verrat? An wem? An Ihnen?"

Sie zog die Mundwinkel abwärts, es war wirkliche, nicht gespielte Verachtung, ja geradezu Haß.

„Ich werde mit Vinzenz reden!" sprach er fieberhaft weiter. „Seien Sie doch vernünftig! So ein Prozeß kann jahrelang dauern, wer weiß, wann Sie Ihre Viertelmillion tatsächlich bekommen, wenn ich aber mit Vinzenz rede — vielleicht zwanzigtausend Mark, bestimmt sogar, das kann ich Ihnen zusichern, bedenken Sie, zwanzigtausend Mark, sofort in die Hand —"

Lucille drehte sich schaudernd um und drückte die Stirn gegen die Fensterscheibe.

Er näherte sich ihr und griff nach ihren Schultern.

Sie fuhr herum. „Rühren Sie mich nicht an!" schrie sie maßlos.

Er ließ sofort los. Seine Augen duckten sich förmlich, wie Augen eines geprügelten Hundes.

„Geben Sie mir das Papier!" flennte er, „ich zahle Ihnen jeden Preis, sonst bin ich verloren, ist Vinzenz verloren —"

„Was für ein besorgtes Brüderlein Sie sind", spottete Lucille, „geradezu rührend! Ich fürchte nur, daß Vinzenz, wenn erst einmal alles rollt, weniger rücksichtsvoll sein wird. Ich fürchte, er wird seinem Bruder, dem Herrn Erpresser, sogar erhebliche Schwierigkeiten machen."

„Ich zahle Ihnen jeden Preis!" rief er verzweifelt.

„Und wenn es eine Million wäre!" sagte sie kalt. „Ich will nicht."

Er ließ die beschwörenden Hände fallen, sie schlugen wie leblos gegen seinen Körper.

„Sie treiben mich in den Tod", sagte er leise, kaum vernehmlich.

Lucille zuckte die Achseln.

„Ich glaube, niemand wird Sie beweinen." Sie sah ihm mit einem fast sachlich-interessierten Blick in das verwüstete Gesicht. Die feige, ohnmächtige Verzweiflung, die sie darin las, stieß sie ab und bereitete ihr doch auch wieder ein geheimes, prickelndes Behagen. Es war ihr Wild, das sie erjagt hatte.

„Haben Sie Ihren Revolver nicht mitgebracht?" höhnte sie. „Diesmal natürlich geladen. Aber auch ohne Revolver muß es doch sehr einfach sein, für einen so stattlichen, großen Mann wie Sie, einer wehrlosen Frau einen lächerlichen Papierwisch abzunehmen Warum erzwingen Sie ihn nicht? Warum flennen Sie wie ein Weib?" Das war ihr Ernst. Sie verachtete ihn, weil er kein Mann war.

„Übrigens", fuhr sie fort, einer Eingebung folgend, „befindet sich besagter Wisch bereits im sicheren Tresor einer Bank. Leonhard hat ihn dort verwahrt! Vielleicht reden Sie mit Leonhard?"

Er stand vornübergebeugt und starrte mit leeren Augen an ihr vorbei. Seine Lippen waren weiß und zuckten hilflos.

Jetzt sprach nur noch Lucille. Sie hatte eine grimmige Freude an seiner Vernichtung.

„Jedenfalls können Sie eine gute Lehre daraus ziehen", sagte sie. „Man trägt wichtige Dokumente nicht mit sich herum. Man verwahrt sie sorgsam. Der Kommissar war gut, die Jackettasche schlecht. Sehr schlecht, wie Sie gesehen haben. Abgesehen davon, daß man in Gegenwart einer Dame das Jackett nicht auszieht. Man tut es eben nicht." Plötzlich verlor sie die Freude daran, ihn zu quälen. Er hörte sie gar nicht. Er starrte an ihr vorbei und sein Blick war tot. Er war keiner, der sich mit einer Niederlage abzufinden vermochte, er brach zusammen, er gab den Kampf auf. Er war ein Schwächling, ein Wrack.

In verändertem Ton sagte sie: „Gehen Sie! Es hat keinen Zweck, daß Sie mir etwas vorjammern. Die Würfel sind gefallen, sehen Sie zu, wo Sie bleiben. Ich kann den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten. Gehen Sie!"

Kilian drehte sich wortlos um und ging mit schweren, ein wenig schwankenden Schritten aus dem Zimmer.

Im gleichen Augenblick schob Gerald Cobb den Vorhang zurück, die gestopfte Pfeife zwischen den gelben Pferdezähnen, ein Streichholz in der Hand.

„Darf ich jetzt, darling?" fragte er.

Sie stieß sich mit Schwung vom Fensterbrett ab, ging durch das Zimmer und öffnete die Tür.

„Mach, daß du rauskommst", sagte sie, und er trollte sich, dümmlich äugend, an ihr vorbei durch die Tür, die knallend hinter ihm zufiel.

Lucille aber tanzte mit ausgebreiteten Armen trällernd durch das Zimmer.

Als Leonhard am nächsten Tag wieder in Berlin war, fand er Lucille fröhlicher denn je, sie strahlte vor Jugend, Übermut und Schönheit und fiel ihm jauchzend um den Hals.

„O Leonhard, mein schwarzer Flibustier!" rief sie, die Hände um seinen Nacken, das Gesicht nahe dem seinen, „wie herrlich ist die Welt, Leonhard, und wie herrlich ist es, zu atmen und jung zu sein!"

Sie roch nach Parfüm, Zigaretten und ein wenig nach Kognak.

Er hielt sein Köfferchen noch in der Hand und war reichlich verblüfft.

„Was ist denn los, Lucille?" fragte er, angesteckt von ihrer Fröhlichkeit.

Wie meist, sprachen sie englisch.

„Ach, soviel!" rief sie, „irrsinnig viel, Leonhard. Wir haben eine Schlacht gewonnen! Liebliche Millionen winken am greifbaren Horizont!"

„Du bist eine Dichterin", sagte er lächelnd, „aber laß mich jetzt los, ich ersticke."

Sie drehte sich wie ein Kreisel und sang eine frei erfundene Melodie.

Leonhard stellte den Koffer hin und sah sie kopfschüttelnd an: „Wer sagt dir denn, daß wir eine Schlacht gewonnen haben?" fragte er mit Strenge. „Ich habe doch noch kein Wort geredet."

Im gleichen Augenblick stand sie wie angewurzelt.

„Du warst in Innsbruck?"

Er nickte.

Ihre Augen leuchteten: „Und — hast Erfolg gehabt?"

Wiederum nickte er. Ein grimmiges Lächeln öffnete seinen kräftigen, breiten Mund. „Hier!" Er klopfte auf seine Brusttasche, „da sind sie drin, die beiden Brüder."

Lucille schlug in die Hände und sprang in die Luft. Sie gebärdete sich unbändig wie ein wildes Kind.

„Das ist noch gar nichts, Leonhard, das ist überhaupt nichts! Paß einmal auf!"

Zu seinem staunenden Entsetzen begann sie, ihre Bluse aufzuknöpfen, er dachte, sie sei verrückt geworden. Aber sie öffnete nur zwei Knöpfe und zog ein kleines Kuvert hervor, das sie ihm mit einer ebenso schwungvollen wie feierlichen Geste überreichte.

Er nahm verwundert das Kuvert, das noch etwas warm war von ihrem Körper, und öffnete es.

Er fand darin ein ziemlich vergilbtes Stück Papier, auf dem mit ausgeblaßten Schriftzügen geschrieben stand, daß Frau Marie Kilian, Innsbruck, ihren zweitgeborenen Sohn Vinzenz, geboren am 14. August 1892, der Frau Anna Elisabeth von Schippenheil an Kindes Statt überlasse, sich für alle Zeiten jeglicher Rechte „begebe" und 100 (hundert) Kronen dankend erhalten habe.

Es war in der Tat ein trübseliges Dokument. Aber es hatte einen Wert von ungefähr zwei Millionen Mark.

Leonhard war fassungslos.

„Wo hast du das her?" fragte er mit glänzenden Augen.

„Von Kilian. Gestohlen. Du weißt doch, daß die Stojowska sagte, er habe es in einem Buch versteckt. Nun, ich habe mich in die Höhle des Löwen gewagt. Das Ergebnis — du hältst es in deiner Hand."

Lucille erstrahlte in unbeschwerter Heiterkeit und Leonhard, der im Augenblick wahrhaftig nicht daran lachte, daß sie mit fünfundzwanzig Prozent am Ertrag des Unternehmens beteiligt war, drückte sie gerührt und dankbar an sich, nannte sie einen Engel und überhaupt ein herrliches Geschöpf.

Lucille wurde immer mißtrauisch, wenn man sie „Engel" und „herrliches Geschöpf" nannte. Sie sagte: „Wollen wir unsere Abmachung — du weißt doch? — nicht schriftlich festlegen? Der Sicherheit wegen?"

Leonhard verstand nichts von Geschäften und er war denn auch ein wenig beleidigt über ihre Förmlichkeit. Er ging zum Schreibtisch und schrieb auf einem Hotelbogen einige Zeilen, die Lucille — juristisch gesehen — als unzulänglich empfand, die sie aber doch in genügendem Umfang beruhigten.

„Und wann gedenken Euer Gnaden die Bombe zur Explosion zu bringen?" fragte sie, während sie das Papier faltete und unter ihrer Bluse verwahrte.

„Morgen", sagte er gelassen. — — —

Es war eine merkwürdige Fügung, daß am gleichen Tage der Name Schippenheil in mehreren Zeitungen erwähnt wurde.

Und zwar geschah dies im Zusammenhang mit einem Vortrag, den Vinzenz von Schippenheil in einer wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten hatte, der aber darüber hinaus auch für die Öffentlichkeit von allgemeinem Interesse war.

Vinzenz von Schippenheil hatte über seine Versuche mit künstlichen Werkstoffen gesprochen und an einigen verblüffenden Beispielen gezeigt, bis zu welchem erstaunlichen Maße er in dieses noch neue und wenig erforschte Gebiet vorgedrungen war.

Er zeigte z. B. Glas, das man hämmern, nageln und zersägen konnte und das doch auch wieder Durchsichtigkeit und Schleifbarkeit gewöhnlichen Glases besaß. Vor allem aber zeigte er Stangen aus Messing und Stahl, die für fast jede Metallverarbeitung geeignet waren und die — wie die Nichtfachleute unter den Zuhörern zu ihrem maßlosen Erstaunen vernehmen mußten — nur aus gepreßten Leinenschnitzeln bestanden, die mit bestimmten Lösungen imprägniert waren.

Messing war kein Messing, und Stahl war kein Stahl. Was war es aber wirklich, fragten sich die erstaunten Zuhörer.

Vinzenz von Schippenheil, der bisher nur in fachlichen Kreisen als der größte Spezialist der „Plastischen Massen", wie dieses Gebiet genannt wurde, bekannt war, rückte jetzt auch in das Licht der breiten Öffentlichkeit. Es war keine „Erfindung" im Sinne einer plötzlichen, intuitiven Erkenntnis, sondern es war das konsequente Ergebnis jahrelangen Grübelns, Versuchens und zähesten Beharrens. Dieses Gebiet, das er sich schon vor vielen Jahren zum Spezialstudium erwählt hatte, war der Allgemeinheit nur wenig bekannt, ihr wohl auch nicht interessant genug. Wie die meisten wissenschaftlichen Entdeckungen unserer Zeit vollzog sich auch diese nur schrittweise und bestand viel mehr in der Erweiterung bestehender Verfahren, als in der Schöpfung neuer, bisher gänzlich unbekannter Erscheinungen.

Hätte Vinzenz von Schippenheil jemals den Ehrgeiz besessen, „Erfinder" zu werden und als solcher zu Ruhm und Ehren zu gelangen, er hätte sich einem mehr theoretischen Gebiet zugewandt, er hätte sich vielleicht mit der Atomlehre beschäftigt, die seit Jahr und Tag weite Kreise der Wissenschaft in Atem hielt. Aber er war ja in erster Linie Praktiker.

Vinzenz von Schippenheil besaß eine Fabrik, in der er gänzlich uninteressante, pulverförmige Produkte herstellte, die nachher in Formen und unter hohem Druck zu Telephonapparaten, Bleistiften, Aschbechern, Türklinken und tausend anderen Dingen des täglichen Gebrauchs gepreßt wurden. Das Publikum bezeichnete die Masse, aus der alle diese Artikel hergestellt waren, kurz als Galalith, aber — so schrieben die durch Vinzenz von Schippenheil belehrten Berichterstatter der Zeitungen — diese Bezeichnung war falsch, denn Galalith wurde aus Kaseïn, einem Milchprodukt, gewonnen, während die Kunstharze, die heute hauptsächlich Verwendung fanden, aus Phenol, Formaldehyd und — als Füllstoff — Holzmehl hergestellt wurden. Es gab auch noch andere Zusammensetzungen, aber all dies war für den Nichtfachmann zu kompliziert.

Dieses Gebiet, bisher nur für die Wirtschaft und die Erfordernisse der Industrie wichtig, wurde nun durch die erfolgreichen Versuche Schippenheils in ungeahntem Umfang erweitert.

Denn er, der Praktiker, war immer nur von wirtschaftlichen Voraussetzungen ausgegangen. Es lag ihm nichts daran, Probleme theoretisch zu lösen, die sich aber zur industriellen Auswertung wegen mangelnder Rentabilität nicht eigneten. Das Ziel, das er sich gesetzt hatte, war die Schaffung eines Werkstoffes, der zugleich billig war, die hauptsächlichsten Qualitäten der Metalle besaß und ohne kostspielige Rohstoffe hergestellt werden konnte.

Das Resultat lag nun vor, er zeigte es der staunenden Umwelt.

„Künstlicher Stahl" und „künstliches Kupfer" schrieben die verblüfften Berichterstatter, was aber nur als populäre Bezeichnung Geltung haben mochte, denn was Vinzenz von Schippenheil in seiner Versuchsanstalt hergestellt

hatte, war kein künstliches Metall, es war überhaupt kein Metall, es war etwas gänzlich Neues.

Übrigens muß es während des Vortrages auch zu einer Debatte gekommen sein, denn die Zeitungen schrieben abschließend: „Mögen die Gegner Schippenheils, die manchen Zweifel haben laut werden lassen, ins Unrecht geraten im Interesse der gesamten Volkswirtschaft, für die die Schippenheilschen Ergebnisse von ungeheurer Bedeutung sind." —

Lucille, begabt mit einem somnambulen Ahnungsvermögen, war geradewegs, ohne zu wissen, was sie dazu trieb, auf einen Zeitungshändler zugegangen und hatte sich ein Abendblatt gekauft.

Es war vier Uhr am Nachmittag, zu dieser Zeit wurden bereits die Abendblätter überall angeboten.

Sie stand gegenüber dem Bahnhof Zoo und durchblätterte die Zeitung, etwas, was sie sonst nie tat, immer las sie die Zeitungen im Hotel. Es war eine seltsame Unruhe in ihr, und plötzlich fiel ihr Auge auf den Namen Schippenheil. Sie las den Artikel und erschrak. Sofort drängte sich ihr der Gedanke auf: würde es Leonhard jetzt noch wagen, gegen Vinzenz vorzugehen? Würde er nicht vielmehr, nachgiebig und in einer gewissen Art schnoddriggroßzügig wie er war, wiederum alles über den Haufen werfen und Vinzenz in Frieden lassen?

Sie faltete die Zeitung und steckte sie unter den Arm. Sie mußte sofort ins Hotel zurück. Es war ungewiß, ob Leonhard schon eine Zeitung gelesen hatte. Sie mußte so schnell wie möglich zurück, vor allem aber mußte sie trachten, alle wichtigen Papiere in die Hand zu bekommen. Man konnte nie wissen, wozu sich Leonhard plötzlich entschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fahne.

Erzählung von **Martha v. Sperling-Manstein.**

Jahrelang hatte er seine Forschungsreisen im Äquatorgebiet erstaunlich gut überstanden, dann aber, in der ungewöhnlich schwülen und langen Regenzeit des Jahres 1932, packte ihn die gefährlichste Art von Malaria in einem Maße, wie er es nie für möglich gehalten; da nutzten die Geheimmittel seiner Indianerfreunde auch nichts mehr, er mußte die Waffen strecken, die Reise abbrechen.

Ein Wunder erschien es ihm, daß er nun auf Deck des deutschen Passagierdampfers lag, daß er dieses Stückchen Heimat erreicht hatte. Ein Höllenweg lag hinter ihm: vom Quellgebiet des Orinokos, zu Fuß, zu Pferde, oft auch in der Hängematte von den Getreuen geschleppt, im Kanu flußabwärts, schließlich auf einer Lansche den Rio negro hinunter, Manaos erreicht, mit dem Flußdampfer bis Para gekommen, und nur die Angst, irgendwo liegen zu bleiben, hatte ihn aufrecht erhalten.

Allerdings . . . „aufrecht" ist nicht das rechte Wort für Bernts Zustand — todkrank wurde er von den Matrosen das Fallreep hinaufgetragen, und nun lag er zwischen den Fieberanfällen auf Deck, zu schwach, um irgendwie am Schiffsleben teilzunehmen. Und wenn der Arzt sich auch bemühte, das Fünkchen Lebenshoffnung stärker anzufachen, so drohte es doch jeden Tag zu erlöschen. Bernts Blicke brauchten nur die irgend welcher Passagiere zu kreuzen, und er wußte genug. O, wie er dies kannte: dieses plötzliche Verstummen, wenn sie an ihm vorbeikamen, dieses rücksichtsvolle Schweigen, diese Blicke, die zurückgehalten werden sollten und doch groß und entsetzt auf ihm ruhten: heute liegst du noch hier oben in der Sonne, morgen wahrscheinlich schon in dem eisgekühlten Raum in der Tiefe des Schiffes, unter den Toten.

Als er dies einige Tage ertragen, ließ er seinen Stuhl nahe am Heck aufstellen, wo selten jemand ihn störte, und lag nun, meistens in einem halbwachen Zustand vor sich hinträumend. — Gestalten seiner Kindheit tauchten auf und verschwanden wieder. Kriegserlebnisse ergriffen sein Herz, als wären sie gestern geschehen; daran mochte das Meer schuld sein, er hatte damals bei der Marine gedient.

Gierig sog er die kühler werdende Luft ein, und eines Tages glaubte er schon die europäische Küste zu sehen, erkannte aber gleich darauf, daß er nur die öden Felsen der Cap Verdischen Inseln waren, die ferne vorüberzogen. Er mußte über sich lächeln: daß er solchen Verwechslungen verfiel! Seltsam, wie die Krankheit einen verwirrte. — Müde drehte er den Kopf dem Meere zu, da sah er, — ja — mein Gott — hatte er schon wieder einen Fieberanfall, — das war doch nicht möglich, daß da sein Kriegskamerad Wichmar etwas an der Heckflagge richtete, — aber dieses ausgesprochene Profil, er hätte es unter Tausenden erkannt, — gingen denn hier Gespenster um? — Wichmar war ja tot, gesunken mit einem Unterseeboot.

Nun wandte sich ihm der Schiffsoffizier zu. — Ja — unverkennbar dieses Gesicht: die buschigen Brauen über den braunen Augen, dazu das sehr helle Haar. — Angstschweiß brach aus der Stirn des Kranken. — Fünfzehn Jahre schienen spurlos über dieses Gesicht hingegangen, das ihn jetzt erstaunt ansah, und nun — wahrhaftig — überflammte es lebendige Röte und ließ es noch jünger als das des toten Freundes erscheinen.

Der junge Offizier kam auf Bernt zu, — es war zwar nach altem Schiffsgesetz unerwünscht, wenn Matrosen und Beamte der Linie sich außerdienstlich mit den Passagieren unterhielten, dies war Aufgabe des Kapitäns und des Ersten, — aber hier, dies war doch wohl Dienst einem Leidenden gegenüber, der schien Gespenster zu sehen und sah selber wie ein grüngelbes Gespenst aus, abgemagert zum Skelett.

„Ich bin der Dritte Offizier", die junge Stimme klang ermutigend, „kann ich Ihnen helfen, soll ich den Arzt rufen?"

„Danke, mir ist schon besser." Bernt richtete sich im Liegestuhl auf und sah den jungen Mann forschend an: „Der Dritte Offizier", wiederholte er langsam die Worte des anderen mit einem befreienden Atemzug, „aus Fleisch und Blut, jung und gesund". — er lächelte, seine Augen sahen jetzt ganz klar aus. „Und was machten Sie da an der Flagge?" fuhr er zerstreut fort, nur um ihn noch ein wenig zu halten.

„An der Flagge? — Wieso?" Die Röte in dem gebräunten Gesicht vertiefte sich, prüfend und zögernd musterte er den Kranken, — antwortete nicht, wandte den Kopf, und beide sahen sie stumm zur Flagge hin.

„Merkwürdig", meinte Bernt nach einer Weile, „merkwürdige Fahne, man sieht die schwarzrotgelbe Gösch in der oberen Ecke gar nicht."

„Nein, man sieht sie nicht", meinte der andere karg.

„Vorhanden ist sie, nur wie mir scheint, um die Fahnenstange gewickelt."

Der Kranke sah wieder aufmerksam in das feste, junge Gesicht, ihm war auf einmal wieder wohler zu Mute. „Ich freue mich, daß nur die alten deutschen Farben da flattern, aber wie kommt das, ist das Ihr Patent, junger Freund?"

Der Dritte preßte die Lippen zusammen und atmete tief. — Bernt sagte: „Setzen Sie sich zu mir, ich möchte Ihnen ein kleines Erlebnis erzählen, das ich vor ein paar Jahren hatte." — „Sie sollten sicher nicht sprechen." — „Doch, doch, es geht, ich möchte es gerade Ihnen sagen. Ich durchkreuzte damals eine deutsche Siedlung in Südamerika. Ein Fest wurde gefeiert, der deutsche Gesandte kam. Der Platz vor der Sägemühle wurde in einen Festsaal verwandelt, man schmückte die Estrade mit Palmenzweigen und schwarz-weiß-rotem Tuch. Der Gesandte erschien mit einem Begleiter. Er sah zur Estrade hinüber, von der er reden sollte, und gab dann dem Attaché einen Wink. Der zögerte einen Augenblick, dann rannte er über den Platz, entfernte blitzschnell das Fahnentuch, zog Palmenzweige über die kahlen Stellen. — „So, bitte Exzellenz." Und dann hielt der Gesandte seine Rede.

Die Leute in der Runde, die meisten von ihnen waren schon in der zweiten oder dritten Generation im Lande, standen betroffen. Was sollte denn das? — Nun ja, sie hatten von Revolution nach dem Weltkriege gehört, und wohl auch, daß die Farben jetzt schwarz-rot-gelb seien, aber das war ihnen nicht gegenwärtig geblieben, durch ihre Erinnerung wehten immer noch die alten Farben, — sie waren ja so weit fort von Deutschland, und manches Jahr war niemand von dort zu ihnen gekommen. Auch ich stand betroffen und still. Hätte ich irgendwie eingreifen sollen?

Die Vertreter der Deutschen Regierung handelten ja wohl ganz korrekt. — Und doch, — ich konnte mich eines beklemmenden Gefühles nicht erwehren, so oft ich mich wieder an dieses Bild erinnerte; wie da der junge Attaché mit schmerzhaft gerunzelter Stirn die Fahne entfernte, — aber, wissen Sie, von heute an wird das mich nicht mehr bedrücken."

Impulsiv und gänzlich undienstlich umschloß der Dritte die Hand des Kranken: „Sie werden heimkommen, sicher, und es wird besser werden, — mit Ihnen, mit uns allen, mit Deutschland —", mit einer Kopfbewegung nach rückwärts fuhr er fort: „und, — was ich noch sagen wollte, daß da die Gösch nicht im Winde weht, sondern sich hübsch artig um die Stange klemmen muß, damit man nur die schwarz-weiß-roten Farben sieht, das ist mein Patent, klar." —

Der Kranke hatte die Augen geschlossen, es war ihm wohl doch etwas zu viel geworden, dieses ungewohnte Reden. Aber er lächelte glücklich. „Mein Freund", sagte er, „ja, wir kommen heim." Er hielt die Hand des andern noch fest. „Wie heißen Sie denn", flüsterte er. — „Wichmar" . . .

. . . „Und war es Ihr Vater, der mit einem U-Boot unterging?" — „Ja, ich war damals noch ein kleiner Junge."

Balkonschmuck — alter Brauch.

Daß der Mensch nirgends lieber weilt, als im Schoß der Schöpfung, ist verständlich. Nirgends sonstwo ist er empfänglicher für die Mannigfaltigkeit in Form, Fülle, Duft und Nutzen als wie im großen Haushalt der Natur. Darum hat er sich auch seit jeher in seinem Hause mit der Pracht der Pflanzenwelt umgeben und sie an sich gefesselt.

Schon im höchsten Altertum, bereits 3000 v. Chr. finden wir bei den Chinesen Zierpflanzen und Fruchtbäume sowie Blumen in größeren und kleineren Gefäßen im Wohnhause. Besonders hoch entwickelt war die Blumenpflege bei den Assyriern, deren Königin Semiramis zu den damals allgemein bekannten Tiefgärten mit Lauben und schattigen Gängen in Ninive noch die von der Nachwelt bewunderten Hochgärten schuf. Sie ruhten auf mächtigen Säulen und große Freitreppen führten die Lustwandelnden zu ihnen empor. Oben angekommen, sah man die reizendsten Teppichbeete und einen nicht minder entzückenden Anblick boten die verschiedenen Formen von Busch und Laubwerk.

Wie sich allmählich die Verbindung zwischen Mensch und Tier anbahnte, wie die Kultur der Menschen ganz von selbst die geeignetsten und nützlichsten Tiere in seine Nähe führte und sie so zu Haustieren machte, so geschah es auch mit den Pflanzen. Ganz von selbst traten sie in den Rang und das Ansehen der Haustiere, ohne dabei den Namen Hauspflanzen zu erwerben, obschon einzelne Pflanzen wie Hauslauch und Hausfenchel auf ganz innige Beziehungen zu dem menschlichen Wohnhause hindeuten. Die liebsten Pflanzen folgten dem Menschen bald bis in die inneren Räume seines Hauses. Das geschah im besonderen Maße im Abendlande, wo die Unbilden der Witterung Schutz und Unterkommen für gewisse Pflanzen notwendig machten. So waren z. B. im Atrium des römischen Wohnhauses als auch im Peristylum, dem inneren überdachten Hofe, gärtnerische Anlagen keine Seltenheit; kleinere Gärten mit Springbrunnen wechselten mit Schlingpflanzen in Ampeln, Vasen mit Rosen, Lilien, Hyazinthen und Kübeln mit Orangen und Lorbeeren ab. Bekannt ist, daß die römischen Festgelage nie anders ins Werk gesetzt wurden, als daß die Festräume mit blühenden Pflanzen bekleidet — der Fußboden, die Festtafel, Schüsseln und Kelche, ja selbst das Haupt der Gäste mit Blumen geschmückt wurden.

Als mit dem weiteren Kulturfortschritt die menschlichen Wohnstätten nicht nur in die Breite, sondern auch in die Höhe gingen, wanderten die Ampeln, Vasen und Gefäße mit den ausgewählten Lieblingspflanzen ebenfalls in die Stockwerke der Häuser hinauf. So treffen wir im Mittelalter Rosen, Nelken und Rosmarin oft in den Erkern und Balkonen der Häuser. Etwa um 1530 stand besonders die Zucht der Passionsblume in hohem Ansehen. Mit ihren wunderschönen Blüten umrankte sie die Balkone wie mit einem wallenden Schleier. Aber auch andere Schlingpflanzen wurden oft zur Verzierung der Wohnräume verwendet. Sicher ist, daß der Brauch des Balkonschmückens bald in ganz Europa verbreitet und besonders in Deutschland allgemein beliebt war. Wenn wir heute unser Heim und unsere Balkone mit Blumen schmücken, dann folgen wir damit nur einem alten kulturgeschichtlichen Brauch unserer Vorväter.

Frischer Spargel!

Was macht uns vor Verlangen
so wäss'rig jetzt den Mund?
Das sind die Spargelstangen
im Bastverschnürten Bund!

Wenn wir sie liegen sehen
frisch am Gemüsestand,
dann ist's um uns geschehen,
es juckt die Magenwand!

Zwar drückt der Geiz den Daumen
noch auf das Portmonneh,
doch unserm armen Gaumen
tut solches Zögern weh!

Er hat genug von Möhren,
von Kohl und Erbsenbrei!
Kein Wägen soll ihn stören,
der Spargel schieß. im Mai!

Wir finden gute Gründe
für unsern Gaumenreiz,
wir kaufen ein paar Bünde
und pfeifen auf den Geiz!

Auf frohbeschwingtem Beine
wir dann zum Metzger geh'n,
wo wir vom toten Schweine
ein Schinkenstück ersteh'n!

Daheim fällt dann vor Wonne
die Frau fast aus dem Schuh;
sie schm'lzt in Topfes Tonne
die Butter von der Kuh!

Wie prächtig sich vertragen
jetzt der Genüsse drei!
Freund, öffne Mund und Magen
dem köstlichen Behagen
im Spargelmonat Mai!

W. L.



Lustige Ecke



Erfolgreicher Geldschrankschutz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.